

Streng im Denken – frei im Glauben

Laudatio auf einen altmodischen Gottsucher

Zum 70. Geburtstag von Thomas Pröpper am 06. 10. 2011

Von Klaus Müller, Münster

Sehr geehrter Kollege,
lieber Thomas,

natürlich gratuliere ich Dir zu allererst von Herzen zu Deinem gestrigen 70. Geburtstag: als Dekan tue ich das im Namen der ganzen Münsteraner katholisch-theologischen Fakultät, freilich auch als Kollege beglückwünsche ich Dich – und in vielfacher freundschaftlicher Verbundenheit. Als ich noch Homiletiker war, habe ich den Leuten immer eingeschärft: Sagen Sie niemals in der Predigt oder Ansprache: Wir alle haben doch oder: Wir alle sind doch usw. Denn da hockt immer eine mit drin, der innerlich sagt: Nö, denkste, ich nicht! Aber heute, heute geht das: Wir *alle* freuen uns mit Dir, dass Du diesen Tag erlebst und begehen kannst – und das noch dazu im wohltuenden Schatten eines Gebirges aus 1534 Buchseiten namens *Theologische Anthropologie* aus Deiner Feder. Aber das ist jetzt nicht mein Thema, jedenfalls noch nicht. Und natürlich beschließe ich meinen Glückwunsch mit dem alten Spruch: Ad multos annos!

Damit muss es nun aber auch gut sein mit dem Laudieren und dem Weihrauch. Jetzt kommen wir zur Sache. Und die ist ernst. Denn, lieber Jubilar: Eines kann ich Dir auch heute nicht ersparen, sondern muss es aussprechen: Sei bloß froh, dass Du schon so alt bist. Nicht bloß deswegen, weil uns die Bologna-Bürokraten seit 10 Jahren die Uni kaputt machen und mit Unterfinanzierung und Überevaluierung das Forscherleben vergällen, das auch. Nein, der Grund für dein froh sein Dürfen ist ein sehr subjekt-erstpersönlicher: Wenn du Dich heute für die Uni bewürbest, würdest Du nicht auf W3, sondern in Hartz IV landen. Denn Du bist, was man im soziologischen Neusprech von heute „schwer vermittelbar“ nennt. Ja, schwer vermittelbar.

Das geht ja schon damit los, dass uns bis heute Deine eigentliche Dissertation vorenthält. Denn Dein Buch *Erlösungsglaube und Freiheitsgeschichte* hat zwar drei Auflagen erlebt, ist aber ursprünglich so etwas wie eine Gelegenheitsschrift gewesen, die Dir Dein Doktorvater und Deine Kollegen unter den Händen weggerissen haben, um Dich sozusagen zwangszupromovieren. Das eigentliche Eintrittsbillett in die Welt der Wissenschaft wäre eine Arbeit über die Wissenschaftslehre des späten Fichte gewesen, die unvollendet in Deinem Nachtkästchen ruht.

Es kommt noch schlimmer: Du bist ein konsequenter Verfechter der Unhintergebarkeit der Moderne. Und das heißt: Du bist altmodisch bis in die Haarspitzen hinein. Denn wer heute, da es auch in der katholischen Theologie nur so heideggert und levinast und

derridaridiert, dass es eine Freude ist, die Überzeugung hegt, dass auch die katholische Theologie – bei allem Traditionsbewusstsein – nicht mehr hinter Kant und die Idealisten zurück kann, der gilt nicht wenigen als rettungslos vorgestrig und zieht sich, wenn er noch dazu, wie Du, den Gedanken einer letzten Begründung des Begriffs des Unbedingten für möglich hält und selbst vertritt, in manchen Kollegenkreisen schlicht als Fundamentalist.

Das Schlimmste aber kommt erst noch: Der Dreh- und Angelpunkt Deiner eigenen Hermeneutik des Evangeliums und ihrer systematische Ausfaltung setzt an bei der Freiheit – o heiliger Gott, sei bei uns: Freiheit! Hat das nicht etwas mit Autonomie, also Selbstdenken und also Autoritätskritik und damit einer Überheblichkeit gegen alle Tradition zu tun? Und Freiheit ist doch immer Freiheit eines Subjekts – und ist damit nicht statt Gott in die Mitte der Theologie der Mensch gestellt? Usw. usw. Anthropozentrik, Himmel, hilf! Kein Wunder, dass Du vor ein paar Jahren die Ehre hattest, auf der Homepage eines mittlerweile durch seine – ehem – anthropologische Option selbst ins Kreuzfeuer geratenen Reaktionärs zusammen mit Hansjürgen Verweyen und mir selbst als der schlimmste Häretiker nach Karl Rahner tituliert zu werden.

Aber wie läuft das eigentlich mit der Freiheit bei Dir? Im Grunde ganz einfach: Dein Ansatz hat die Gestalt einer transzendentalen Freiheitsanalyse und geht – ganz entsprechend der von Dir vertretenen Disziplin der Dogmatik – von einer theologischen Sinnvorgabe aus. Diese heißt: Gott hat sich selbst als unbedingt für die Men-

schen entschiedene Liebe offenbart und dies in der Geschichte Jesu von Nazaret als Selbstmitteilung kundgetan. Gleichwohl bist Du von der Notwendigkeit überzeugt, philosophisch rekonstruieren zu müssen, dass diese Vorgabe sinnvoll ist, um sie hinsichtlich ihres Unbedingtheitsanspruchs einsichtig zu machen. Ebendies tust Du am Leitfaden des Begriffs der Freiheit. Diesen Begriff der Freiheit fasst Du an einer Stelle folgendermaßen:

„[Freiheit; K. M.] ist [...] zu denken als unbedingtes Sichverhalten, grenzenloses Sichöffnen und ursprüngliches Sichentschließen: als Fähigkeit der Selbstbestimmung also, bei der sie 1. das durch sich Bestimmbare, 2. das (durch die Affirmation eines Inhalts) sich Bestimmende und 3. in ihrer formalen Unbedingtheit auch der Maßstab der wirklichen Selbstbestimmung ist. Die Verpflichtung auf diesen ihr wesenseigenen Maßstab verbürgt ihre Autonomie: Freiheit ist sich selber Gesetz, ist als existierende sich selbst als Aufgabe gegeben. Da ihrem unbedingten Sichöffnen aber nur ein seinerseits durch Unbedingtheit sich auszeichnender Inhalt gemäß ist, ergibt sich die unbedingte Anerkennung anderer Freiheit als oberste ethische Norm. Zugleich zeigt sich, daß die unbedingte Bejahung und das in ihr intendierte Seinsollen des anderen der Vermittlung durch endliche Gehalte bedürfen und deshalb nur symbolisch, bedingt und vorläufig realisiert werden können.“¹

Diese Definition von Freiheit ist zugegebenermaßen komplex auf eine Weise, dass man sie beim ersten Lesen oder Hören mit ihren

Implikationen nicht gleich auf die Reihe kriegt – ein typischer Pröpper halt, würde ich sagen. Darum nachfolgend eine kleine Aufgliederung ihrer wichtigsten Schritte:

Freiheit wird bestimmt als etwas formal Unbedingtes, das gleichzeitig real bedingt, also begrenzt ist. Und nur so erfahren wir unsere Freiheit: Als ein Vermögen, etwas zu wollen, also zu bejahen, ohne das unbedingt zu können, z.B. das Gewollte aus dem Nichts ins Dasein zu rufen und ihm sein definitives Im-Dasein-Bleiben zu garantieren. Damit ist eine Vermittlungsaufgabe gestellt, deren Nicht-Einlösung eine letzte Aporie aller Vernunft bedeutete. Die Vermittlungsaufgabe lautet: Wie kann Freiheit in Entsprechung zu ihrer Wesensverfassung der Unbedingtheit, die aus ihrem Bestimmtwerden durch sich selbst resultiert, unbeschadet ihrer realen Bedingtheit verwirklicht werden? Antwort: Freiheit muss rein philosophisch ihrem Wesen nach als unbedingte Fähigkeit zur Selbstbestimmung gedacht werden. Sie bestimmt sich selbst dadurch, dass sie einen Inhalt affirmiert, also bejaht und sich durch ihn bestimmen lässt. Weil sie selbst aber unbedingt ist, kommt es zu wirklicher Selbstbestimmung erst dadurch, dass ein Inhalt, den Freiheit affirmiert, seinerseits unbedingt ist. Solcherart aber kann kein Gegenstand, kein Ding, sondern nur andere Freiheit sein. Da aber menschliche Freiheit unbeschadet ihrer Unbedingtheit ihre Inhalte – und selbst unbedingte – nur bedingt bejahen kann, kann sie auch andere Freiheit als unbedingten Inhalt ihrer Affirmation nur bedingt oder anders gesagt symbolisch bejahen. Freiheit ist ganz und gar

¹ Pröpper, Thomas: Freiheit als philosophisches Prinzip theologischer Hermeneutik. In:

darauf gerichtet, anderes als sie selbst als unbedingt sein sollend zu nehmen, ohne diese Absicht real einlösen zu können.

Daraus muss nur dann keine endgültige Aporie der Vermittlung von Unbedingtheit und Bedingtheit der Freiheit gefolgert werden, wenn sich Freiheit auch so denken lässt, dass sie die unbedingte Bejahung ihres Inhalts auch unbedingt realisieren kann. Das geschähe, wenn die Freiheit mit unbedingtem Sich-bestimmen-lassen, also mit unbedingtem Geöffnetsein und damit Wollen ihres Inhalts – oder anders gesagt mit unbedingter Liebe – die Kraft verbindet, das unbedingte Seinsollen des Inhalts auch durchzusetzen. Menschliche Freiheit vermag das trotz ihrer Unbedingtheit nicht. Auch wenn sie mit unbedingter Liebe einen anderen bejaht, kann sie diesem anderen kein unbedingtes Sein verbürgen. Das setzt voraus, dass sich mit unbedingter Liebe Allmacht verbindet. Und damit ist aus der Logik des Freiheitsbegriffs eine Gottesidee gewonnen, nicht als Gottesbeweis, sondern als begriffliche Bedingung der Möglichkeit dafür, dass Freiheit nicht absurd ist, dass sie also auf letztgültige Weise als sinnvoll gedacht werden kann.

Die systematischen Konsequenzen, die daraus zu ziehen sind, gehören in die materiale Dogmatik; in unserem Zusammenhang hier war es nur um das begründungslogische Profil des Ansatzes zu tun. Damit argumentierst Du einerseits nach Rahner im Sinn des „post Rahner“, weil Du die transzendente Argumentation auf einen anderen, sich »[...]« entschiedener auf die neuzeitliche Problemstellung

[...]«² einlassenden Typ umstellst, dergestalt, dass Du die bei Rahner vermisste Durchklärung einer Selbstreflexion der Freiheit als das Leitparadigma neuzeitlichen Philosophierens entfaltest. Aber zugleich bleibt das ein Unternehmen nach Rahner im Sinn des „secundum Rahner“, weil es in keinem seiner Züge Rahners basale Intention aus dem Auge verliert: »[...] eine[] Theologie, die den zentralen Inhalt christlichen Glaubens, Gottes Selbstmitteilung als Liebe, in seiner menschlichen Bedeutung zu explizieren vermöchte«³ und darum Rahners Programm teilt, dogmatische Theologie müsse heute – unter den Bedingungen der Neuzeit und ihrer Religionskritik – theologische Anthropologie sein.⁴

Es reicht schon, sich auch nur ein wenig in die paar Zitate soeben und die erläuterte Gedankenfolge hinein zu hören, um zu wissen, dass Du ein Genauigkeitsfanatiker bist, die Formulierungen Deiner Publikationen drehst und wendest und zuschleifst, bis sie punktgenau treffen. Ich erinnere mich noch an unsere allererste Zusammenarbeit: Ich war noch nicht hier in Münster und bereitete gerade anlässlich des 60. Geburtstags meines Habil.-Vaters und Deines Freundes Hansjürgen Verweyen die Streitschrift mit dem Titel *Hoffnung, die Gründe nennt* vor. Ich hatte Dich als Autor und Mit Herausgeber gewinnen können. Ich rief dich an, weil ich noch ein paar Fragen hatte. Du warst erschüttert, weil ich in Deinem Text noch drei kleine Druckfehler und Wortauslassungen gefunden hatte: Ver-

² Thomas Pröpper: *Erlösungsglaube und Freiheitsgeschichte. Eine Skizze zur Soteriologie*. 3. Aufl. München 1999, 133. Im folgenden zitiert als »Pröpper, Erlösungsglaube«, mit Angabe der Seitenzahl.

³ Pröpper, *Erlösungsglaube*, 273. Vgl. 269-273.

⁴ Vgl. Pröpper, *Erlösungsglaube*, 123.

dammt, verdammt noch mal, Sie haben Recht, da fehlt was! Bitte sofort verbessern! Das führte aber dann dazu, dass wir am Telefon den gesamten Text Satz für Satz durchgingen und die Formulierungen auf ihre – wie Du wörtlich sagtest – „stimmige Musikalität“ hin abhörten. Stundenlang, wirklich. Damals gabs noch keine Flatrate. Meine bald danach ins Haus flatternde Telefonrechnung war dergestalt, dass ein Junger von heute sie mit dem Diktum „Boah, Alter, krass, eh!“ kommentieren würde.

Später, nachdem ich in Münster Dein Kollege geworden war, haben wir dieses Arbeiten an der Stimmigkeit von Gedanken sozusagen im Großformat fortgesetzt und 1999 die Buchreihe *ratio fidei: Beiträge zur philosophischen Rechenschaft der Theologie* im Verlag Friedrich Pustet begründet. Entgegen dem mainstream in Sachen theologischer Fachbücher wurde die Reihe ein großer Erfolg: Mittlerweile sind 44 Bände erschienen, vier weitere befinden sich gerade im Druck. Gestern kam die Anfrage für Nr. 49. Hätten wir alle genommen, die uns angeboten wurden, wären wir schon über die 60er-Marke hinaus. Ein prominenter Kollege hat die Reihe einmal „Belage der systematischen Theologie“ genannt. Das hat uns beide gefreut.

Dieses Bemühen um äußerste Genauigkeit in der Sache, die zugleich eine ästhetische Dimension mit einbezieht, hat aber keineswegs dazu geführt, dass Du zu einem Produzenten elitärer Textsorten geworden wärst. Im Gegenteil: Schon zu Deiner Tübinger Assistentenzeit hat Dich nicht nur das arrivierte Publikum im Kurort

Baiersbrunn gern predigen hören, sondern genau die so genannten „einfachen“ Landleute aus Oberndorf und Wendelsheim. Dass da zumal die Landfrauen gern lauschten, wie mir zugetragen wurde, hatte natürlich nicht zuletzt mit dem Charme des jungen Priesters zu tun, ein Charme, den du übrigens auch in späteren Jahren besaßest, als Du hier in der Dominikanerkirche zelebriert hast und ein gern gehörter Prediger warst. Einmal – ich war noch nicht so lange da – warst Du verhindert. Ich habe Dich vertreten. Eine Münsteraner noble Dame sieht mich aus der Sakristei kommen, reißt die Augen auf: Ist Herr Pröpfer heute nicht da? Nein!, sag ich. Macht die doch stante pede kehrt, packt ihre Tasche und geht wieder. Hat mich damals geärgert, sag ich ganz ehrlich – erstens wegen des verdrehten Verständnisses von Eucharistie, das da dahinter stand. Aber auch persönlich: die hätte den Neuen ja zumindest mal probenhören können.

Dabei lag Dir nichts ferner, als Dich bei der Messe selbst in den Mittelpunkt zu rücken und für den Fanclub eine performance abzuliefern. Im Gegenteil: Einmal hast Du mich wörtlich gefragt: Passiert Dir das auch, Dass du Dir manchmal beim Predigen über die Schulter schaust und denkst: Was sag ich da überhaupt? – Ja, ich kannte und kenne das auch, mit zunehmenden Jahren immer mehr sogar. Aber das geschieht, wenn man ernst nimmt, was der evangelische Homiletiker Ernst Michael Achelis meinte, als er 1890 schrieb: „Predige nicht Dich selbst, sondern zuerst Dir selbst.“ Dann erst stellt sich jene Transparenz in der Ausübung des geistlichen Amtes ein,

die aus der Verschränkung von Subjektsein und Demut erwächst. Klerikalismus in welcher Form auch immer ist Dir von Wesen fremd.

Das waren jetzt natürlich schon sehr persönliche Dinge. Es kommen noch ein paar hinzu: Deine Art zu denken, differenziert und gerecht zu urteilen, mit Rücksicht auf die Eigenheit der anderen und immer im Habitus des Bescheidenen, der nichts für sich herausschinden will, das hat Dich nicht nur zum beliebten Kollegen, sondern während der Zeit Deines zweijährigen Dekanats zum ruhenden und ausgleichenden Pol der Fakultät gemacht. Als dann Dein Lehrstuhl als erster der Verfügungsmasse der damals laufenden Sparrunde der Hochschule zugeschlagen wurde, hat Dich das sehr getroffen. Es hat zumal durch Deinen gesundheitsbedingten vorzeitigen Weggang auch ein Loch in das systematische Profil der Fakultät gerissen, das durch die quälend langen Berufungsverfahren bei der Besetzung des einzigen verbliebenen Lehrstuhls für Dogmatik und Dogmengeschichte ein nachgerade gefährliches Ausmaß annahm.

Es kam damals dann die Zeit, wo wir manche Woche um Dich gebangt haben. Man muss es ungeschminkt sagen und darf das auch: Du warst mehrmals dem Tode nahe. Trotzdem hast Du Dich nicht in Dich zurückgezogen und den Hypochonder gegeben. Im Gegenteil: Als ich selbst einmal Knall auf Fall ins Krankenhaus musste, standest Du, selbst angeschlagen, wenige Stunden später an meinem Bett. Und als wir 2007 den Ostersonntag gemeinsam in der Herzklinik von Oeynhausen verbrachten, wo Du zur Reha warst, da hab ich mit eigenen Augen und Ohren erlebt, wie Du mit Humor und

manchmal feiner Ironie, die meist Selbstironie war, das Pflegepersonal zum Schmunzeln brachtest, obwohl Deine eigene Erkrankung alles andere als zum Lachen war.

Vielleicht ist es eben dieser ironische Zug, der Dich gerade als Dogmatiker zum Philosophen gemacht hat. Kein Zufall, dass einer deiner philosophischen Lieblinge, Sören Kierkegaard, in seiner Dissertation von 1841 in der zehnten These geschrieben hat:

„X. Sokrates hat als Erster die Ironie eingeführt.“⁵

Ironie nimmt nichts zurück, verharmlost und relativiert auch nicht. Eher im Gegenteil: Sie gibt dem, worauf sie sich bezieht, noch eine besondere Note, eine „Spitze“, wie man so sagt. Wer das Seine ironisch vertritt, möchte doppelt treffen: natürlich die Sache, aber auch kritisch sein Gegenüber. Zugleich aber erhebt sie oder er dennoch nicht den Anspruch, mit der Stellungnahme die zu verhandelnde Angelegenheit wie den Disput kategorisch und definitiv erledigt zu haben. Ironie bringt die Kommunikationssituation und das, worauf sie sich bezieht, in Schwebelage: Indem sie das Ihre mit einer Gewißheit vorbringt, die sich insofern bescheidet, als sie keinerlei kategorischen Geltungsanspruch mit sich führt, appelliert sie – Achtung! – an die Freiheit (!) ihres Adressaten, sich doch noch einmal zu überlegen, ob sich die Sache wirklich so verhält, wie er oder sie behauptet. Die Appellation geschieht dabei nicht durch eigens dafür bestimmte Worte, sondern durch die Wirkung der ironischen Redeform (in sprachphilosophischer Terminologie: sie geschieht nicht proposi-

⁵ Kierkegaard, Sören: Über den Begriff der Ironie. Mit ständiger Rücksicht auf Sokrates. (Frankfurt a.M.) 1976. (stw 127). 9.

tional, also satzhaft, sondern performativ). Gleichzeitig signalisiert, wer eine so eng mit der Freiheit verknüpfte Gewissheit bekundet, dass sie oder er sich unter Voraussetzung entsprechend triftiger Argumente durchaus eines Besseren belehren ließe (wiewohl durchaus in Frage bleibt, ob es solche Argumente überhaupt gibt). Das ist der sachliche Kern des sprichwörtlich gewordenen, aber übrigens wörtlich nicht zu belegenden sokratischen „Ich weiß, dass ich nichts weiß“. Im Original, der *Apologie*, sagt Sokrates über sich selbst im Vergleich zu einem, der als weise gilt und sich auch dafür hält: Dieser andere wisse zwar nichts, halte sich aber für wissend; er, Sokrates, wisse genauso wenig, halte sich aber auch nicht für wissend, weshalb er doch ein wenig weiser als der andere sei,⁶ was natürlich seinerseits einen Paradefall von Ironie darstellt. Zeitgenössische Platon-Interpreten verweisen im Übrigen eigens darauf, dass die Ironie auch das charakteristische Merkmal von Platons *Parmenides* darstelle, also genau jenes Dialogs über die letzten Prinzipien des Wirklichen, dessen Schwierigkeitsgrad einen bei der Lektüre in den Wahnsinn treiben kann. Für Platon fungiert Ironie als inneres Moment der Dialektik als dem weitreichendsten Zugang zur Wahrheit. Mit Bezug auf Sokrates gesagt: Mittels der Ironie macht er sich zum Unwissenden gegenüber denen, die alles zu wissen glauben, und versucht, diese durch sein bohrendes Nachfragen auf ihr eigenes Nichtwissen zu stoßen; dann kann gemeinsam gesichertes Wissen gewonnen werden. Sokrates selbst spricht bezüglich dieser seiner Methode nicht von „Ironie“, sondern von „Maieutike techne“, zu

⁶ Vgl. Platon: *Apologia* 21d.

deutsch: Hebammen-Kunst.⁷ Er stellt sein Wissen, das er im Vergleich zur Wahrheit als solcher als Nichtwissen weiß, im Gewand der Ironie in den Dienst ebendieser Wahrheit, um ihr buchstäblich herauszuhelfen, damit sie zu sein vermöge, was sie ist: „aletheia“, wörtlich übersetzt: „Unverborgenheit“.

So schützt Ironie vor dem Schein, schon der ganzen Wahrheit teilhaft geworden zu sein. Gleichzeitig bleibt allein so das Streben nach Wissen, die Liebe zur Weisheit überhaupt virulent. Hätte ich nichts mehr an Wahrheit zu gewinnen, weil ich ohnehin schon über alles verfüge, brauchte ich nach nichts mehr zu streben. Anders gesagt: Philosophie kann es ihrem eigenen Begriff nach nur unter der Bedingung der Ironie geben. Diese ist tatsächlich so etwas wie die Grenzwehr gegen einen Totalitarismus von Geltungsansprüchen, ohne deshalb den Gedanken der Gewissheit als solchen abweisen zu müssen. Authentisches Philosophieren verrät sich darum an seinem immer wieder aufblitzendem Verstellen zum Geringeren hin (so kann man Ironie sprachlich charakterisieren) und daran, dass die Gedankenschärfe durch diesen rhetorischen Zug nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern erst eigentlich vervollständigt wird.

Eben dieser Dein Wesenszug der gerade auch selbstbezüglichen Ironie war es nicht zuletzt, der uns bei allen Unterschieden niemals hat zu Gegnern werden lassen. Denn unbeschadet all des sehr Persönlichen, was ich soeben erzählt habe: Harmoniesüchtig waren wir nie, wirklich nicht. Wir haben uns, immer fair, aber beinhart in

⁷ Vgl. Platon: Theaitetos 149a.

der Sache, so manchen Schlagabtausch geliefert und tun das selbst heute noch, meist bei Pasta und Pannacotta. Ich weiß noch gut: Unseren ersten Zoff hatten wir, als wir mit anderen Kollegen zur Partnerfakultät in Oppeln fahren: Dort im Schloss Steins sind wir uns in die Haare geraten, ob es nach Fichte noch einen wirklichen philosophischen Fortschritt gegeben habe und ob man denn die analytische Sprachphilosophie wirklich brauche etc. Ich dafür, Du dagegen, allenfalls den guten Hermann Krings hast du noch gelten lassen. Früh um drei sind wir dann aufs Zimmer geschlichen, keiner vom andern überzeugt. Aber selbstverständlich haben wir bei der Frühmesse nicht gefehlt.

Viel tief reichender waren und sind die bis heute anhaltenden Debatten, die wir über die Verfassung von Subjektivität und Selbstbewusstsein führen und bei der Du von einigen Deiner Schüler und meiner abtrünnig gewordenen ehemaligen Assistentin, Professorin Saskia Wendel, heftig unterstützt wirst. Selbst wenn ihr mich dafür erschießt, werde ich mich nicht überzeugen lassen, dass der Grund von Bewusstsein seinerseits ichhaft verfasst sein muss. Geht nicht! Nie und nimmer! Aber trotzdem nimmst Du meine Gründe so ernst, dass du Dich in Deiner *Theologischen Anthropologie* seitenlang mit ihnen auseinandersetzt.

Und eng damit verbunden ist unser dritter Streitfall, der nochmals viel tiefer greift: Ob das Verhältnis von – theologisch gesagt – Gott und Schöpfung bzw. – philosophisch gewendet – von Absolutem und Universum primär durch eine radikale Differenz oder primär

durch einen Zug in sich strukturierter All-Einheit zu bestimmen sei. Welcher Option man dabei folgt, hat buchstäblich radikale, also an die Wurzel gehende Folgen für das Denken, für das Glauben – und in welcher Weise man sich müht, ein bewusstes Leben zu führen. Ich kann mich an keinen Deiner durchaus nicht seltenen Besuche in meinem Büro erinnern, wo wir nicht spätestens mit dem dritten Satz in der Debatte steckten. Und wenn wir dabei etwas länger Zeit haben, stellt sich heraus, dass wir uns in vielem gar nicht so fern sind. Wäre ich Johann Gottfried Herder und wärest Du Friedrich Heinrich Jacobi, dann würde ich Dir in solchen Augenblicken zurufen, was der Erstere dem Letzteren damals Ende des 18. Jahrhunderts in einem Brief ans Herz legte:

„Du musst auch zu uns herüber.“⁸

Daraus wurde zwar nichts, Jacobi blieb, wo er war. Und doch ist gerade durch die Art, wie er die ihm unannehmbare Position des Spinoza achtete und publik machte, dem Denken der All-Einheit damals eine Überzeugungskraft und Stärke zugewachsen, die sich bis heute unverbraucht erhalten hat. Ich will Dir ja nicht Angst machen, gerade heute nicht. Aber dass Dir etwas Ähnliches passiert wie dem guten Jacobi – durch sympathetische Opposition das gegnerische Lager stark machen – ausschließen würde ich das nicht.

Und wenn das so wäre, dann nimm es nicht zu schwer, denn ich meinerseits tue ja in unseren Debatten nur, was Du Theologiestudenten im ersten Semester raten würdest (auch wenn ich selbst

⁸ Herder, Johann G.: Nachlass II. 263ff. Zit. nach Scholz, Heinrich: Die Hauptschriften zum Pantheismusstreit zwischen Jacobi und Mendelssohn. Mit einer historisch-kritischen Einleitung versehen. Berlin 1916. Hier XCIV-XCV.

nächste Woche schon mein 75. Semester beginne). Gunnar Anger hat Dich in dem schönen Interview, das er anlässlich des Erscheinens der *Theologischen Anthropologie* mit Dir gemacht hat, danach gefragt. Wenn Du Erstsemestern drei Ratschlägen erteilen müsstest, welche wären das? Und Du hast geantwortet:

„Der erste würde lauten: ‚Vertrauen Sie stets Ihren eigenen Fragen und trauen Sie sich auch, sie – notfalls hartnäckig – zu stellen.‘ Und der zweite: ‚Behalten Sie bei der Ausbildung Ihres theologischen Denkens und der entsprechenden Lebenspraxis immer im Blick, dass es zwischen dem Menschsein (bzw. Menschwerden) und dem Christsein (bzw. Christwerden) keinen Widerspruch geben kann.‘ Schließlich der dritte: ‚Suchen Sie von Beginn an aufrichtige und verlässliche Freundschaften zu schließen und sprechen auch über Ihren Glauben, damit dieser die Irritationen, die das Studium mit Sicherheit bringen wird, besser bewältigt und vor Vereinsamung – auch der kirchlichen – bewahrt bleibt.“⁹

Der erste dieser Ratschläge befeuert die Leidenschaft unserer Debatten. Den zweiten teilen wir auf Punkt und Komma. Und was den dritten betrifft, so hat ihn mir die Begegnung mit Dir seit 16 Jahren bewahrheitet. Dafür danke ich Dir von Herzen! Ad multos annos!

⁹ „Immer mehr die Weite christlicher Freiheit begreifen“. Interview mit dem Münsteraner Theologen Thomas Pröpper anlässlich des Erscheinens seiner „Theologischen Anthropologie“. Auf: www.theologie-und-kirche.de/thomas-proepper.html. Aufruf 31.08.2011. S. 1-9. Hier 7-8.